

Cuba libre.

Novelle von Theodor Dümichen.

(Schluß.)

Mit einer Fluth von Rüssen überschüttete er sie, und sie umschlang ihn fest, als wollte sie ihn nimmer lassen. Wie viel Zeit war verfließen, seit sie herangestiegen war? Die Weiden wußten es nicht. Da hörten sie, wie drinnen Don Eusebio sich bewegte, wie sein Schaufelstuhl einige Male hin und her wiegte und wie ein großes Zeitungsblatt zusammengeklappt wurde. Im nächsten Augenblick trat er in die Thür. Zuerst glaubte er wohl, daß das Licht ihn blende, aber dann sah er doch, daß dicht vor ihm im Dunkel da seine weiße Tochter in den Armen des deutschen Herrn lag. „Oh, la,“ sagte er. In der nächsten Sekunde aber hing seine schöne Tochter ihm am Hals und rief: „O, Papa, lieber, lieber Papa, er will mich haben, er will mich haben.“ „Sag mir, Don Eusebio,“ wollte Möbius beginnen. Aber der alte Herr schien einer längeren Auseinandersetzung nicht zu bedürfen, er nahm des Doktors Rechte und die seiner Tochter und legte sie mit einer gewissen Feierlichkeit ineinander, und während er sie zwischen seinen feinen, weißen, schmalen Händen hielt, sagte er zu ihm: „Sie haben meiner Tochter Liebe, Sie haben meine Achtung, so haben Sie denn meinen Segen.“ Durch die Dantesworte, die der Glücker flammelte, klang noch seine beforzte Frage: „Und wird auch Don Rodriguez?“ „Mein Sohn wird seine Schwester einem Ehrenmanne gönnen, den sie liebt und dem ihr und sein Vater sie zugesagt hat. Aber mehr als das, ich hab' Ihnen neulich schon gesagt, Sie werden Freunde sein.“ Dann zog ein Lächeln über sein Gesicht und er fuhr fort: „Etwas früher hätten Sie nun auch kommen dürfen, dann hätte sich Don Francisco seinen Korb geparkt.“ „Don Francisco?“ fragte Möbius überaus. „Ja, heute Nachmittag. Aber kommen Sie herein, wir haben ja nun eine ganze Weile noch zu besprechen.“ Die Drei verließen die Veranda. Draußen aber im Garten löste sich unter der Balkonbalustrade ein Schatten von der Mauer, eine Sekunde später huschte Pablons lange Gestalt über den Lichtstreifen, der aus der Thür in den Garten fiel, und tauchte wieder in die Nacht. Es war recht spät geworden, als Möbius endlich unter das göstliche Dach Don Panchos trat, um seinen Cyclon abzuführen und nach Hause zu reiten. Nur eine einsame Petroleumlampe schaufelte noch in einer Ecke der großen, weiten, eifriggeputzten Schauhalle. Don Panchito war allein, augenscheinlich hatte er nur noch auf ihn gewartet. „Ich habe um Entschuldigung zu bitten,“ sagte der Doktor. „Ah, da seid Ihr, Don Adolfo,“ gab der freundliche Wirth zurück, aus seinem leichten Schlummer aufwachend, „ich glaubte schon, man würde Sie nicht fortlassen oben. Nun, wie ist es? Noch einen Sherry auf den Weg?“ „Aber natürlich, Mann,“ sagte Möbius lachend. Don Panchito holte die Flasche, die seine beste Nummer enthielt, und brachte zwei Gläser; das war er schon so gewohnt bei dem deutschen Doktor. Er schenkte ihm und dann sich ein, und als er beim Anstoßen ihm in die Augen sah, sagte er: „Oh, la, Ihr seht ja sehr vernünftig aus, das ist wohl?“ aber er unterbrach sich, es schien ihm einzufallen, daß ein wohlherzogener Wirth nicht allzu vertraute Fragen stellen darf. Ein verdammtes Lächeln zog über sein Gesicht, und er sagte nur: „Euer Wohl, Don Adolfo, und derer, die Ihr liebt!“ Ein bläulicher Schein flammte an den dunklen Fenstern auf, gleich darauf rollte ferner Donner. Don Panchito trat in die Thür. „Wollt Ihr wirklich noch reiten, Herr? Eine Gewitternacht bei uns ist nichts für Euch, bleibt hier, ich lasse Euch ein Feldbett hier in der Halle aufschlagen. Laßt das Wetter ruhig ausbleiben und reitet morgen früh mit dem ersten Sonnenstrahl; für Euch und den Gaul ist es das Beste.“ „Ich komme wohl noch nach Hause, das Gewitter drückt sich ja schon lange herum, und auf dem Heimweg pflegt Cyclon seinem Namen doppelte Ehre zu machen; in dreiviertel Stunden bin ich in Las Caobas.“ „Wie Ihr wollt, Herr. Aber es geht manchmal rauch hierzulande, vielleicht ist es doch besser, bevor Ihr zu Haus seid—man wünscht dann keinen guten Christen draußen.“ „Hilft nichts, Don Panchito, ich muß nach Hause.“ Da trat Don Panchito in die offene Thür und schrie: „Sallo! Juan!“ Eine Thür öffnete sich drinnen in den dunklen Raum, und ein Mann trat herbei. „Was ist das?“ fragte der Doktor. „Ein Mann, der von der Straße her kommt.“ „Nimm ihn zu.“ „Er ist ein Mann, der von der Straße her kommt.“ „Nimm ihn zu.“

Panchito hinüber. Ueberraschend schnell — der Gaul hatte wohl schon gefaltet gefunden — wurde Cyclon vorgeführt. Eilig wollte sich Möbius aufschwingen. „Halt, Herr,“ sagte jedoch Don Panchito, und begann wieder seine sorgfältige Musterung, ohne die er das Pferd nie entließ. Der Doktor lächelte. Aber mit einem wilden Fluche fuhr Don Panchito auf. Cyclon, etwas nervösen Temperaments, machte einen erschrockenen Seitenprung. „Nanu, was ist denn los?“ fragte Möbius. Mit einem Griff hatte Don Panchito den Jungen bei den Ohren: „Wer ist im Stalle gewesen, Hellenjohn?“ „Niemand, Don Panchito,“ schrie der Junge auf, „bei allen Heiligen, an, an, Niemand, bei der Jungfrau, Don Panchito!“ Cyclon aber, von des Jungen Hand losgelassen, machte noch einen Seiten sprung, schlug vorn und hinten aus, blieb eines Augenblick stehen, sah sich um, stieg wiehernd und stob mit redlichem Keht nach der Landstraße davon. „Donnerwetter, Don Panchito, was macht Ihr für Geschichten!“ rief Möbius. Der Wirth ließ den Jungen los, der that, als wollte er das Pferd fangen, und verschwand im Dunkel. Don Panchito sah mit langem Gesicht ratlos dem Gaul nach. Möbius aber zog eine ganz flache, ziemlich große Knochenpeife aus der Tasche, im nächsten Augenblick durchschnitt ein scharfer, gellender Pfiff die Nacht, ein kurzes Wiehern antwortete aus der Ferne und einen Moment später kam Cyclon zögern wieder zurückgetrieben. „Ist es die Möglichkeit, wie ein Hund,“ sagte erstaunt Don Panchito, „Ihr Deutschen seid ja Teufelster.“ „Sehr einfache Dressur,“ Don Panchito,“ sagte Möbius lachend, indem er seine Peife wieder einsteckte, „einige Morgenübungen an der langen Leine und ein paar Stücke Zucker— nichts einfacher als das. Toi, toi,“ sagte er dann zu seinem Pferde, das in der Entfernung von etwa drei Schritten stehen geblieben war und mit wogender vorgestrecktem Hals sich die beiden Leute misstrauisch ansah, die sich heute Abend so ganz überraschend betrogen. Man sah es dem Gaul an, er hätte am liebsten wieder Keht gemacht, in seinen weit aufgerissenen Augen schimmerte das Weiße. „Toi, toi,“ wiederholte der Doktor beruhigend, während er nach dem Zügel griff, und klopfte ihm dann auf den schlanken Hals: „Nur friedlich, Cyclon, dir soll ja gar nichts geschehen. Was ist denn nur eigentlich los, Don Panchito?“ „Will ich Ihnen gleich zeigen, aber erst wollen wir den Herrn da anbinden,“ und er zog dem Thiere die Zügel über den Kopf und knüpfte sie an einen der Ringe an den Veranda-posten. „Vorsicht, Herr,“ sagte er dabei warnend hinzu, „ein edles Pferd, der Cyclon, er ist ja aber scharfhaft wie eine Jungfer.“ Dann schnallte er den Sattelquirt los und nahm dem Thiere den Sattel ab, den er in die Halle trug. Dort legte er ihn auf den Tisch und zeigte dem Doktor, der ihm erstaunt gefolgt war, wie der Sattelquirt hoch oben zwischen den Seitenklappen nur noch an ein paar Näden hing. Der Gurt war nicht durchschnitten, er war mit einem stumpfen Messer oder einem scharfen Steine durchgerieben. Wäre der Deutsche so aufgehtiegen, so würde bei der ersten heftigen Bewegung des Pferdes der Gurt unfehlbar geplatzt und ein schwerer Fall des Reiters unvermeidlich gewesen sein, der Gurt hätte nachher ausgelesen, als wäre er einfach zerrissen. „Habt ihr es Ihnen nicht gesagt? Diese Salanten!“ In unaufhaltsamer Fluth strömten die spanischen Flüche ihm von den Lippen, so spanisch, daß dem Doktor die Haare zu Berge standen, und: „Juanito, Juanito!“ brüllte er zur Thür hinaus. Juanito aber kam nicht, es war, als hätte ihn die Nacht verschluckt. Das verstärkte die Wuth Don Panchos: „Der Bengel ist mit im Bunde, haben Sie mich doch dumm gemacht—Vande! Seit fünf Tagen erst ist er da, ich hatte nicht den mindesten Verdacht auf den Himmel. Was machen wir nun?—Ich laß' Euch einen von meinen Säteln, den Euren laß' ich inzwischen hier ausbleiben, unser Sattler ist vorzüglich, morgen oder übermorgen bringt Ihr meinen zurück und nehmt den Euren wieder.“ Möbius nahm dankbar an, das war in der That die einfachste Lösung. Don Panchito schritt nach der Hinterwand der Halle und nahm seinen Staatsstapel vom Pflock. Er legte ihm dem Thiere selbst auf. Cyclon war im Nu fertig. Der neue schwere Sattel schien ihm aber nicht recht zu gefallen, für den kostbaren Silberbesatz des Prunkmöbels hatte er augenscheinlich wenig Verständnis, er drehte sich halb zurück und schnupperte an dem ungewohnten Ding herum. Möbius sah auf, reichte Don Panchito die Hand vom Pferde herab und ritt mit einem „Auf Wiedersehen“ endlich davon. Auch ihm war der Kubanerstapel unangenehm, die steif gepolsterten schweren Seitentheile ließen ihn sein Thier gar nicht zwischen den Schenkeln fühlen, er hatte die Empfindung, daß er es nicht wie gewohnt in der Gewalt habe. „Na, aber was thut's,“ dachte er, „mal hin und einmal zurück.“

noch einmal kopfschüttelnd den beschädigten Sattel des Doktors an und hing ihn dann auf den Halter, von dem er den seinen heruntergenommen hatte. Die eine Satteltasche hing schwer nach unten. Der Wirth öffnete sie, und des Doktors verniedelter Colt-Revolver schimmerte heraus: „Pest,“ fluchte Don Panchito, „jetzt hat er nur seine Reitpeitsche.“ In demselben Augenblick flammte wieder ein Blitz auf, unmittelbar darauf folgte dröhnender Donner und in schwerem Guffe prasselte der Tropenregen nieder mit elementarem Gewalt. Es war ein Regen, von dem man Niemand einen Begriff geben kann, der ihn nicht erlebt hat: „Es regnet dem Manne den Kopf und dem Thiere das Fell vom Leibe,“ sagte der Kubaner. Ein Windstoß segte durch die offene Stallthür, die heftig schaukelnde letzte Lampe erlosch. Wieder zerriss ein Blitz auf Blig das schwarze Gewölk, und ein dritter durch die schwarze Nacht schmetternder Donner folgte dem zweiten unmittelbar und wollte nimmer enden. „Alle Heiligen!“ murmelte Don Panchito und schlug das Kreuz, „dachte ich's doch, über dem Halterentreich mit dem Sattel haben wir es Weiße nicht bemerkt.“ Möbius wurde von dem jähem Ausbruch des Wetters nicht vor der großen Brücke übersehen. Cyclon, so wie so schon aufgeregt, fuhr bei dem Blitzen zusammen und wurde von Donner Schlag zu Donner Schlag aufgeregter. Von dem grellen Schein der Blitze geblendet, konnte Möbius in der unmittelbaren Nähe wieder einfallenden unbedingten Dunkelheit nicht die Hand vor den Augen und nicht die Ohren seines Pferdes sehen, dabei strich das Thier, wild den Kopf schüttelnd, dicht an der niedrigen Brüstung hin. Im fahlen Lichte des nächsten Blizes sah der Doktor, grell beleuchtet, unmittelbar zur Seite, tief unter sich den Abgrund des Felstales: die Sache war ungemüthlich. Möbius hörte er Stimmen vor sich. Unwillkürlich setzte er sich fester im Sattel und nahm die Zügel, die er Cyclon fast überlassen hatte, scharfer an sich. Wieder zerriss ein Blitz das Dunkel: links vor dem Kopfe seines Gauls sah er Don Francisco mit seinem Diener Pablon, der jetzt in tiefer Kniebeuge sich zusammendrückte und im nächsten Augenblick, das breite Messer in der Rechten, auf den Gaul losstürzte mit gellendem Schrei. Cyclon prallte zur Seite, seine Hufe schlugen gegen die niedrige Brüstung, Möbius fühlte, wie das Pferd unter ihm wankte und kämpfte, um nicht hinüberzufallen in die graufige Tiefe. Er wußte, sein Leben hing an dieser Sekunde, blitzschnell warf er sich nach links halb aus dem Sattel, sein ganzes Körpergewicht in den linken Bügel legend, da stand das Thier; es war sich augenscheinlich der eben überwundenen Gefahr deutlich bewußt: auf gespreizten Beinen zitterte es unter ihm. Wieder ein Blitz: Thier und Reiter sahen den Feind. Möbius nahm sein Pferd hoch und halb nach links. Cyclon begriff sofort, daß er als Waffe gebraucht wurde, und weit ausgebreitet schlug er mit den stählernen Vorderhufen den Wallarten zu Boden. Im nächsten Augenblick aber hing Don Francisco dem Thiere an der Kandare. Jetzt war es Möbius im Bogen rechts herum, ein wuchtiger Hieb mit der umgedrehten Peitsche sauste nieder auf die Hand Don Franciscos, im Schwünge wurde der Spanier hermitgerissen, die zerschmetterte Hand ließ los, der Deutsche hörte ihn gegen die Brüstung taumeln: ein Schrei, Todtenhülle, eine Pönte, ein schwarzer Fall. Möbius athmete tief auf. Er klopfte mit der Rechten seinem Thiere den Hals und sagte, sich weit vorübergehend, ihm in die Ohren: „Schließlich bist du doch ein braver Kerl; danke, Cyclon.“ Und Cyclon schien inzwischen deutsch gelernt zu haben, er hatte seinen Herrn augenscheinlich vollkommen verstanden: straflos richtete er sich auf, nickte ein paar Mal lang aus den Schultern heraus mit dem Kopf auf und nieder und scharrte mit dem rechten Fuße den harten Boden, als wollte er sagen: „Ja, nun immer ran, wir werden auch mit ein paar mehr noch fertig.“ Was thut? Einen Augenblick noch hielt Möbius in dem strömenden fürchterlichen Regen, in Bliz und Donner auf der Brücke. Nach Las Caobas reiten mit vielleicht zwei Todten hinter sich, das ging nicht an. Er ritt langsam zurück. Cyclon ging in stolzem Schritt, aber gegen seine Gewohnheit mitten auf der Brücke. Bald waren sie wieder vor Don Panchos Kantine. Don Panchito war noch auf und sah seine Hoffnung erfüllt, daß der Deutsche noch umkehren würde: „Allen Heiligen sei Dank, Don Adolfo, da seid Ihr ja wieder, nur schnell Cyclon wieder in den Stall, dann hol' ich Euch ein Bett.“ „Wir werden wohl nicht zu Bett kommen, Don Panchito,“ antwortete der Doktor im Absteigen. „Wie so, was ist los?“ fragte der Andere. „Ein Ueberfall, Pablon und sein Herr, der Diener liegt mit mindestens einem Loch im Kopf auf der Brücke und sein Herr zerschmettert unten im Abgrund.“ Es war ein großer Tag für Mariano, den der nächste Morgen herauf führte. Zuerst wurde der Vorabendfall bekannt. Noch in der

Panchito den teniente del pueblo herausgelopft. Auch Pablon war mit völlig zerschmetterter Hirnschale, das breite Messer in der trampfhaft geschlossenen Faust, todt aufgefunden worden; Cyclons Hufe hatten ganze Arbeit gethan. Die unförmliche Masse, die einst Francisco Moreno gewesen war, war auf weiten Umwegen herausgeschafft worden. Herr und Diener lagen in dem Häuschen, das sie bewohnt hatten, unter obrigkeitlicher Bewachung ausgebahrt. Möbius hatte mit seiner Darstellung des Herganges ohne Weiteres vollen Glauben gefunden. Falls eine weitere Vernehmung noch nötig werden sollte, würde der Teniente ihm eine Vorladung durch Don Eusebio zustellen lassen. Dann war die Verlobung bekannt geworden. Sie hatte proklamiert werden müssen: war doch Barbara, die von dem Ereignis durch die Dienerschaft gehört hatte, dem Doktor, als er ganz früh, nachdem die nötigen Meldungen und die Befundaufnahme am Thore geschehen war, bis vor das Thor der Villa entgegengeeilt, als sie ihn hatte kommen sehen, und hatte ihn vor aller Welt umarmt. Gleich darauf lief beim Ortsverstande die telegraphische Anweisung von Havana ein, den Friedensschluß bekannt zu machen. Am Mittag läuteten alle Glocken, und Extrablätter der amtlichen „Gazeta de la Havana“ mit den Friedensbedingungen waren in aller Hand. Am nächsten Tage traf in Marianao ein interessanter Fremder ein. Es war ein merkwürdiger Mann; dunkelgrün, olivenfarbig war das scharfgeschnittene, hagere, tiefgefurchte Gesicht; zwischen den tiefliegenden funkelnden Augen tief von der Stirn herkommend eine Narbe über das Gesicht in breitem, rothem Streifen, der Hieb eines schweren Reiterjähls oder eines Hausbajonetts, kaum vernarrt. Der Angekommene lächelte, als er neben und um sich schlüpfte, „mire, un insurrecto.“ Aus dem Wagen para personas de color kam jetzt ein farbiger Diener heran, dem er seine kleine, elegante, englische Ledertasche zum Tragen gab. Sie schlugen den Weg nach Don Eusebios Villa ein. Da erkannte ihn ein alter Neger: „Viva Don Rodriguez!“ schrie er. Sofort war er von der Menge umringt und jubelnd begleitete man ihn bis an das Thor seines Hauses. Wenig Minuten später lag der Wiederkehrer in den Armen der Seinen. Die Hochzeit Donna Barbaras mit dem deutschen Doktor ist bald darauf gefeiert worden. Jetzt lebt das Paar an einer deutschen Universität, an der sich Doktor Möbius seit Jahren habitirt hat. Durch seinen für deutsche Verhältnisse märchenhaften Besitz ganz unabhängig, widmet er sich ausschließlich seiner Wissenschaft und seiner Familie. Seine Kinder sind reizend, der Älteste heißt Rodriguez, wie der Dheim. Antel Rodriguez! Die Kinder hören viel von ihm und er spielt in ihren Gesprächen eine große Rolle, obgleich keines von ihnen ihn je gesehen hat. Am Tage seiner Rückkehr schon hatte der Rebell damals seinem Schwager gesagt: „Der Jards ist nur ein Waffenstillstand, denn Spanien wird nicht Wort halten.“ Keine Stunde verlor er; überall knüpfte er neue Fäden und hütete die Haltbarkeit der alten; er überwachte die Auferstehung aller Freunde seiner Sache und veräuerte seine Gelegenheiten, der einstigen Befreiung neue zu werben. Las Caobas, dessen Ertrag sich unter seines Schwagers Leitung sehr gehoben hatte, wurde zu hohem Preise verkauft, als der alte Herr starb. Seiner Schwester und ihrem Mann graute vor der sinneren Entschlossenheit, mit der er, der Letzte seines Namens, sich von seiner Vorfahren alten, herrlichem Besitz trennte. „Mein Vermögen brauche ich für Cuba, ich werde nicht heirathen,“ sagte er kalt. „Soll ich den Spaniern Knechte zeugen, damit sie sie pressen und ausrauben? Ihr Beide seid sehr reich, Ihr sollt nach Deutschland gehen, denn frei will ich sein, ganz frei von jeder Fesseln und jeder Rücksicht, wenn wieder das Schicksal der Cuba in eurer Hand liegt, wenn wieder unser Cuba libre! über unsere Fluren und durch die Straßen unserer Städte geht.“ Unermüdlich unterwegs und rastlos thätig ist er gewesen. Es hat lange gedauert, über fünfzehn lange Jahre! Sein Haar ist ergraut in Sorge und Gefahr, hart und härter, stahlhart ist er geworden, kämpfend und arbeitend und harrend auf den Tag der Zukunft. Sein Tag kam; er war die Seele der Verschwörung, die den Aufstand vorbereitete, und als er endlich abwich und im Nu über die Insel flammte, als sich Cuba wieder erhob, da ward er der beste Führer und der unerschöpfliche. Nahe schien er dem Ziele seines Lebens: drohend standen seine Schwestern vor den Thoren Havannas. Da streckte ihn eine spanische Kugel nieder. War es ein bloßer Zufall oder eine gütige Schickung? Wird Cuba in Freiheit blühen oder wird es wieder, verhandelt und vertragen von seinen Freunden, zu Grunde gehen und verkommen? Dies muß und die nächste Zukunft lehren.

Havana. Die Schilderungen, welche uns zur Zeit aus Havana kommen, sind nicht gerade dazu angethan, angenehme Vorstellungen in uns zu erwecken. Es sei daher, der Abwechslung halber, gestattet, einmal, in der Begleitung eines Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung,“ uns zu vergegenwärtigen, wie sich noch vor Kurzem die kubanische Hauptstadt dem Auge des Beobachters darbot. Unser Gewährsmann schreibt: Wenn man auf dem Leuchtturm von El Morro steht, so breitet sich eine überraschende Aussicht vor unseren Blicken aus: nach Osten hinweg über die blaue Meeresfläche mit den weißen Segeln, nach Westen über Havana mit seinen vierdehigen, schwerrig gebauten, sonnenbedientenen Häusern, die sich jenseits des Hafens ausbreiten. Palmen und Cypressen tauchen hier und da zwischen den weißen Mauern auf und mitten in der Stadt erblickt man den mächtigen Palast des Generalgouverneurs. Wo die Häuserreihen in's Land hinauslaufen und zwischen Tropenlaub und grünen Hügeln verschwinden, erblickt man die Festungen San Carlos de la Cabanillas und La Caja Blanca, und hoch über Cypressen, Palmen, Gouverneurspalast und Forts hebt sich die altspanische Kathedrale mit ihren entzückenden Minnen vom Himmel ab. Unter dem Gewölbe der Kirche ruht Christoph Columbus, der den Spaniern für die drei kleinen Schiffe, die sie ihm gegeben, einen ganzen Welttheil geschenkt hatte. An der Stelle, wo Columbus das Land betrat, hat man eine einfache Kapelle, El Templeto, aufgeführt und davor dem großen Entdecker eine Statue von getrocknete ländlicher Dürftigkeit errichtet. Viel Pietät scheinen die Spanier für diesen Ort gerade nicht zu empfinden, denn an einer der Ecken befindet sich eine Bedürfniskanstalt. Unglaublich, aber wahr! Havana ist eine spanische Stadt mit engen winzigen Gassen, eigenartig durch die hohen Trottoirs, die ebenso wie die Straßen mit Fliesen belegt sind. Die Häuser sind wegen der häufigen Erdbeben in der Regel nur zwei Stockwerke hoch. Das Erdgeschoss ist das höchste und begehrteste Stockwerk, und da die Fenster immer offen stehen, erhält man ganz gegen seinen Willen einen Einblick in das Familienleben der Havanaesen. Die Straßen sind in der heißesten Zeit des Jahres fast menschenleer, und erst am Nachmittag, wenn es kühler wird, sieht man Damen in lebhaften hellen Toiletten aus den Häusern herauskommen und in den leichten Wagen, den „Volantes,“ Platz nehmen, die dem Straßenleben von Havana einen so eigenartigen Charakter verleihen. Da die Einrichtung von Pferde- und elektrischen Bahnen bei den engen Straßen eine Unmöglichkeit ist, so hat der Drohschiffahrt hier eine Entwicklung erreicht wie kaum in einer anderen Stadt der Welt. Ein Zennor oder eine Zennorita kann sich außerhalb der öffentlichen Promenaden überhaupt nicht zu Fuß bilden lassen. Die Drohschiffe sind klein, in der Regel nur für eine Person berechnet und mit einem winzigen kleinen Pferd bespannt. Die Hauptstadt Kubas zählt 250,000 Einwohner, und doch erblickt man in der ganzen Stadt kaum einen einzigen Fabrikschornstein. Havana ist eine tropische Handelsstadt, hervorgegangen aus dem Hafen, aus dem hauptsächlich Zucker und Tabak verschifft wird. Was aber mehr noch als der Handel der Stadt ihren Charakter verleiht, ist der spanische Beamtenstand, der in Bezug auf Prachtlichkeit und Verschwendung mit den Kreolen, das heißt mit den auf Cuba geborenen Spaniern weiteifert. In Havana residirt der Generalgouverneur der Insel mit seinem ganzen Hofstaat von Herren und Damen. In Havana leben die Offiziere und Mitglieder der höheren Civilverwaltung, sowie die reichen Kaufleute, die Zwischenhändler und Aufkäufer aus Granada und Sevilla. Jedes Jahrhundertes altes Blut rollt in den Adern der spanischen Offiziere, und mächtige Reichthümer sind seit Jahrhunderten durch die Komptoire der Kaufleute und Zwischenhändler gerollt. Auf dieser Grundlage hat sich in Havana ein einzig dastehender Klassenstolz entwickelt, ein Weltkamp in üppigen, galantem Leben. Das Resultat davon ist eine Stadt geworden, in der der Standeshochmuth eine enorme Höhe erreicht hat, wo die Lebensgenüsse in ein System gebracht und auf eine raffinierte Spitze getrieben sind, die selbst alte verhärtete Kulturcentren wie Paris verblüffen. In den Restaurationen, die nach Legionen zählen, ist die Speisefarte so verwickelt, wie ein Vogogriph. Sehr charakteristisch ist ein Ueberfluß an Kederereien, die den Appetit zugleich anregen und stillen, namentlich gepfeiferte Zwischengerichte, die eine Mahlzeit in den Tropen zu einem Fest verwandeln. Die Weinarte ist von ungeheurer Länge. Außer dem Wein aber gibt es in Havana noch eine unzählige Menge von in Eis gelühlten Wirthgetränken, die wohl darnach angethan sind, den Menschen mit dem Dactin, mit der Hitze und mit dem ewigen Durst zu verlohnen. An allen Straßenecken stehen Neger, die auf kleinen, niedrigen Tischen die schönen, frischen Cigarren und Bueltas Abjato rollen. Mit weichen, aufwärts gebogenen Fingern legen sie das duftende Deckblatt, die sogenannte Capa um das ledere Eingeweide (Tripa).

Die Cigarre, die noch innerlich ist von der Tabaksee, und die einen Geschmack und einen Charme besitzt, als sei sie in Champagner getaucht, wird für ein paar Cents verkauft. Mit einem Panamahut bedeckt, den Rauch einer frischgerollten Havanaer in die Luft blasend, mischt man sich in das sommerlich gekleidete Menschengewühl, das gegen Abend die großen Promenaden anfüllt. Auf diesen Plätzen herrscht allabendlich ein Gedränge von lebhaft plaudernden, lachenden Schaaeren, in denen die jungen, schönen Havanaesen die Mehrzahl bilden. Die Havanaesen oder Havanaesinnen haben regelmäßig geformte Gesichter, die von großen, dunklen Augen mit schwarzen Brauen und langen Wimpern beherrscht sind. Ein besonderer Schmuck, der ihnen Allen eigen ist, besteht in dem reichlichen Haar, das um so schwarzer erscheint, als das Gesicht stark mit Cascarilla, pulverisirtem Eweis, gepudert ist, das der Haut einen durchsichtigen bläulichen Schimmer verleiht. Die Havanaesinnen gehen nicht spazieren, sie flattern grazios und schmetterlingsleicht dahin in gelben, hellen oder ganz weißen Toiletten, in der Regel barhäuptig oder die malerische spanische Mantille über den Kopf geworfen, mit weißen Spitzen an Hals und Armeln. Ein melodisches Plaudern liegt über dem Gemimmel, die Fächer sind in lebhafter Bewegung, und von den leichtesten Wesen, die auf winzig kleinen Füßen zwischen den Palmen dahinschweben, geht ein Brausen von südländischer Lebensfreude aus, das wahrhaft bezaubernd wirkt. Briefträger in China. Auf dem letzten in Washington abgehaltenen internationalen Postkongress hat China bekanntlich seinen Beitritt zum Weltpostverein erklärt. Bei der Abneigung der Chinesen gegen Eisenbahnen läßt zwar die Briefbeförderung in China an Schnelligkeit sehr zu wünschen übrig, doch wird die Post, so weit man bis jetzt von einer solchen Einrichtung reden kann, von den Eingeborenen sehr in Anspruch genommen. Dies gilt besonders in Bezug auf Werthsendungen, für deren Sicherheit der Staat jede Gewähr übernimmt. Im Innern des weiten Reiches gibt es in jedem Orte Postanstalten, die innerhalb ihres bestimmten Bezirkes die Verbindungen aufrecht erhalten. Die Beförderung geschieht durch Postboten, kräftige und unerfahrene Männer, die beständig zwischen zwei Orten unterwegs sind und Postfächer im Gewicht bis zu 40 Kilogramm auf dem Rücken tragen. Da die Voten tüchtige Fußgänger sind, kommen sie verhältnismäßig rasch von Ort zu Ort. Sobald der Vote seine Endstation erreicht hat, liefert er seine Sachen ab, und ein hier wartender Kollege marschirt sofort nach der Umformung weiter, während der eingetroffene oder ein anderer Postbote mit der angekommenen Post baldigst wieder den Rückweg antritt. Auf diese Weise findet ein fortwährender Postwechsel statt, ganz gleichgültig, ob es Tag oder Nacht, schönes oder schlechtes Wetter ist. Die Marschlinien sind planmäßig angeordnet, so daß die Beförderung von Briefen und Paketen auf den schnellsten Wegen und ohne Unterbrechung durch das ganze Reich erfolgt. An unsere Briefträger, die treppauf, treppab wandern, werden nicht geringe Anforderungen gestellt, doch der chinesische Postbote muß weit größere Leistungen vollbringen. Er muß vor Allem kräftig sein. Häufig muß er den ganzen Weg im Lausfritt zurücklegen, denn die Zeiten sind knapp berechnet. Um stets dienstfähig zu sein, muß sich der chinesische Postbote tüchtig trainiren und es herrscht daher unter diesen Leuten die Eigenthümlichkeit, daß sie sich nie ordentlich fett essen, da sie einen vollen Magen für schädlich halten. Sie treten aber auch den Marsch nicht mit nächstem Magen an; Regel ist, nur so viel zu essen, daß der Hunger einigermaßen gestillt ist. Die Chinesen haben im Allgemeinen eine merkwürdige Scheu vor der Nacht, weil sie glauben, daß dann die bösen Geister und Robote ihr Unwesen treiben. Der Postbote jedoch darf sich nicht fürchten; er muß ohne Unterbrechung durch Wald und Cindöben, über Berge und Thäler wandern und wird streng bestraft, wenn er sich verspätet und aus Furcht verweilt. Zur Nachtzeit langsamer als bei Tage zu marschiren. Auch muß er müthig und tapfer sein, um sich gegen Wegelagerer, die in China zahlreich sind, zu vertheidigen. Vom Postboten wird verlangt, daß er es selbst mit mehreren Mäubern aufnehmen, und um diese Fähigkeit zu zeigen, muß er vor seiner Anstellung eine eigenthümliche Probe ablegen. Auf einer sich in ziemlicher Höhe befindenden wogerechten Stange werden an langen Stricken eine Menge schwerer Sandfäße aufgehängt. Witten darunter hat sich der Bewerber zu stellen, und seine Aufgabe ist nun, durch kräftige Stöße die sammtlichen Säcke in starke Schwingung zu bringen und dann schnell zwischen den schwingenden Säcken hindurchzulaufen, ohne sich von einem der Säcke treffen zu lassen. Er muß somit gewandt sein, denn ein Schlag von dem schweren Saack würde ihn niedererschlagen und er wäre damit zugleich mit seiner Prüfung durchgefallen. An Bewerber für den Dienst fehlt es nicht, und die Probe ist um so schwerer, als nur die stärksten und gewandtesten Prüflinge genommen werden. Hier ergibt sich, daß es nicht so leicht ist, in China Postbote zu werden.